

DER OCHSE, AN DEM GOTT (NICHTS) LIEGT

Deuteronomium 25 und 1 Korinther 9

Knut Backhaus

Dem Gerechten liegt an der Seele seines Viehs.
Spr 12,10

Zu den Randfiguren des Neuen Testaments gehört Gottes gute Schöpfung – zumindest deren subhumaner Teil. Der Weisheitslehrer aus Galiläa wusste noch auf die Vögel am Himmel und die Lilien des Feldes zu zeigen, wählte seine Gleichnisse aus dem Landleben. Eine alte, rasch vergessene Überlieferung sieht ihn im paradiesischen Schöpfungsfrieden: "Und Er war mit den Tieren" (Mk 1,13 – von Mt und Lk gestrichen). Spätestens seit Paulus ist damit Schluss. Seine Bildsprache ist von Architektur und Sport geprägt; von der Schöpfung ist keine Rede mehr. Wo der Apostel ihre Mit-Schmerzen sieht und ihr Mit-Stöhnen nach Erlösung hört, geht es ihm letztlich um die menschliche Kreatur (vgl. Röm 8,18–23); gegenüber all dem Brüllen, Brummen, Krächzen, Schnaufen und Piepsen nach Erlösung bleibt er taub. Damit steht er nicht allein. In den vielen hundert – sensiblen, detailfreudigen – Briefen, die Cicero, ein anderer Weltenswanderer der Zeitenwende, hinterlassen hat, findet sich von der Natur keine Spur: Man kann die Welt durchwandern und die Schöpfung übersehen. Paulus und Cicero waren Stadtmenschen.

Paulus hat das Christentum an das Kulturbewusstsein der Stadt gebunden: Nicht-Christen wurden bald schlicht *pagani* – "Landleute, Bäuerische, Unzivilisierte" (vgl. engl. *pagan*; franz. *païen* usw.; volksetymologisch wird im Altdeutschen der "Heide" zum "Heidenbewohner"). Wer eine mediterrane Stadt durchquert, wird bald das Brüllen, Brummen, Krächzen, Schnaufen und Piepsen geschundener Mitgeschöpfe hören (sofern er hören will), auch im christlichen Milieu. Neuzeitliche freilich mögen zur Naturromantik neigen, die dem antiken Menschen fremd blieb, weil er die Natur als starke und oft genug feindliche Macht erfuhr. Es ist viel wert, wenn heute weniger Menschen verhungern als in naturnaher Zeit. Und doch gehört es zum Wesen christlicher Anthropozentrik, den Menschen allein in die Mitte zu stellen und alle anderen Geschöpfe (Engel ausgenommen) buchstäblich an den Rand zu drängen.

Hier nun findet der *canonical approach* sein Recht! Was also wurde aus der Schöpfungspoese der Genesis, aus den staunenden Naturpsalmen, aus den merkwürdigen Weisungen der Tora, die nicht dem Tierschutz entstammen und doch JHWH so groß sein lassen, dass der HErr sich selbst um das Vogelnest kümmert und den Schutz der Vogelmutter mit keiner geringeren Verheißung versieht als die Ehrung der Eltern im Dekalog (Dtn 22,6f.)?

Mitten unter den Weisungen, die den Hungerleider, den Fremden, das Opfer der Strafjustiz schützen – ein Späterer sollte eben diese Gruppen als die "Geringsten meiner Brüder/Schwestern" kennzeichnen – , findet sich das Gebot: "Du sollst dem Ochsen, wenn er drischt, nicht das Maul zubinden!" (Dtn 25,4). Auf den ersten Blick wirkt der Satz wie ein Meteor aus fremden Himmeln. Und doch, der Gedanke gehört zur Gerechtigkeit: Wenn das Rind schon arbeitet, so soll es auch seinen Hunger stillen, und der Gerechte wird darum wissen. Vielleicht ist es nicht einmal Zufall, dass diese Weisung in Dtn 25 vom Motiv der Geschwisterlichkeit umgeben ist.

Was wird bei Paulus aus "Bruder Ochse"? Paulus zitiert unsere Weisung im Rahmen seiner Darlegungen über das Recht der Apostel auf Unterhalt und fügt dem Zitat die rhetorische Frage an: "Was schon liegt Gott an den Ochsen?" (1 Kor 9,9). "Um unseretwegen" stehe die Weisung in der Tora: Der dreschende Ochse ist der Apostel, dem als Schuftenden das Mundrecht zukommt (wenn auch Paulus darauf verzichtet)! Eine gewagte, vielleicht selbstironische Interpretation: die erste Begründung für das, was man heute Klerikerbesoldung nennt!

Fast immer freilich sind die Fragen wichtiger als die Antworten: Was also liegt dem Gott der Christen an den Ochsen? In der anthropozentrischen Allegorie erschöpft sich die Antwort nicht. Der rhetorischen Selbstverständlichkeit entkleidet, wird der Vers zur christlichen Gewissensfrage.

Zur Zeit des Tiberius – so überliefert Plutarch (de def. orac. 419a-e) – sei ein Schiff an der Insel Paxos vorübergezogen, und ein ägyptischer Seemann sei von dort her beim Namen gerufen worden, um die Klage zu hören und zu verkünden: Der große Pan ist tot! Man hat hierin eine Prophetie auf das Christentum sehen wollen, das gerade in dieser Zeit seinen Siegeszug begann (so Euseb, praep. evang. 5,17). Ganz richtig ist das nicht: Denn nicht völlig tot ist Pan, sondern in neuer Funktion fristet er, vormal

Gott der Hirten und des Viehs, unter christlichen Vorzeichen – mit Hörnern, Bocksfuß und Schwanz – ein freilich allzu marginales Dasein – und teilt damit das Schicksal jener Welten und Werte, für die er einst stand. Hier wenigstens war das Christentum progressiv, konsequent und ökumenisch: Carl Amery lässt in "Das Ende der Vorsehung" Moby Dick, den letzten Bartenwal, an einer Tagung der nach Paulus benannten fortschrittlichen Gesellschaft von Theologen und Nicht-Christen teilnehmen. Und dort hört er die großen Denker reden: über die Entsakralisierung der Natur, über die Freiheit zur Weltgestaltung, über die Entdeckung des Menschen durch das Christentum (als habe man den Menschen zuvor übersehen). Der Mensch steht nicht nur in der Mitte; er füllt das Ganze aus – so sehr, dass für Moby Dick nicht einmal mehr am Rand Platz bleibt. Der Wal verzweifelt. Unser Ochse dürfte ähnlich empfinden, sucht er etwa in den zahlreichen Dokumenten des Zweiten Vatikanischen Konzils nach einer Theologie der Schöpfung oder im "Handbuch der christlichen Ethik" nach einer ihr entsprechenden Moral (als Problem wird die Umwelt unter dem Obertitel "Neue Weltwirtschaftsordnung" in Band III nachge- reicht). Zumindest im evangelischen Raum kommt man ihm seit den neunziger Jahren bisweilen entgegen, entdeckt seine Schutzpatrone von Franziskus bis Albert Schweitzer. Der Naturbegriff im "Katechismus der Katholischen Kirche" dagegen bleibt weithin kalt: "Tiere, Pflanzen und leblose Wesen sind von Natur aus zum gemeinsamen Wohl der Menschheit von gestern, heute und morgen bestimmt" (n. 2415) – lebendige Konservendosen. Kardinal Höffner blieb wohl ein einsamer Rufer in der anthropozentrischen Wüste, wenn er auch jüngst Echo bei einem höchst einflussreichen Dogmatiker fand (doch ist es statthaft, in einem Band über marginale Gestalten den Papst zu loben?).

Und dennoch: Ein Refugium am Rand – auf dem wirkungsgeschichtlichen Umweg lukanischer Bukolik – ist unserem Ochsen um Gottes willen sicher: die Krippe. Seit Origenes startt er hier – mit ungebundenem Maul – den Erlöser fragend an, und seit ihn Franziskus 1223 in Greccio zum Laiendarsteller im Krippenspiel beförderte, hat er ganz dramatisch teil an der Fleischwerdung des Heils. Wenigstens er – anders als das Gottesvolk – hat Ihn ja, wie die Propheten (*canonical approach!*) wissen, wirklich verstanden (vgl. Jes 1,3; Hab 3,2^{LXX}). Und einst wird seinesgleichen, auch ohne zu dreschen, Stroh neben dem Löwen fressen (Jes 11,6–8). So liegt dem Erlöser wohl doch an ihm. Denn es liegt Ihm am geringsten Bruder. Schon jetzt.